Nr. 43.

Missionar Johannes Meister

oder

Thränensaat im Lande Bonyai.



Johannes Meister.

Berlin N.O. 43.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.
Friedenstraße 9.

Preis 20 Pfennig.

Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung unseres Missionswerkes in Südafrika, China und Deutsch-Ostafrika sind

Gaben zur Unterstützung desselben

höchst willkommen.

Werden solche Gaben direkt an uns eingesendet, so bitten wir, sich folgender Adresse zu bedienen:

An die

Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden

zu

Berlin N.O. 43

Georgenkirchstraße 70.

Missionar Johannes Meister,

oder:

Thränensaat im Lande Bonyai.

Von Pastor Graßmann-Zudar.

Im Sommer 1883 hielt ein Berliner Stadtmissionar eine Evangelisationsversammlung in Görlitz. „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an," war das Schriftwort, über welches er redete. Seine Worte drangen mächtig in das Herz eines neunzehnjährigen Jünglings. — Johannes Meister war der Sohn frommer Eltern, sein Vater ein Bergmann wie der Vater unsres Dr. Martin Luther. Unter der Zucht des väterlichen Hauses blieb Johannes Jugend wohl bewahrt. Aber Lehr- und Wanderjahre seines Schlosserberufes führten ihn in die Welt und ihre Versuchungen. Mit bitterem Schmerz bemerkte der Vater, wie sein Sohn sich von Gottes Wegen abwandte. Des Vaters Bitten und Mahnungen waren ein Stachel im Gewissen des Sohnes. Vor allem ging es ihm durch das Herz, wie er einst seinen Vater Thränen über sich vergießen sah. Aber zu ernster Buße fand er nicht die Kraft, hinkte nach beiden Seiten, wie so mancher Namen-Christ. Und das machte sein Herz unruhig und friedelos.

Nun aber hatte der starke Gott ihn erfaßt und ließ ihn nicht wieder los. Er ging zu dem Missionar ins Haus und offenbarte ihm seinen Herzenszustand. Derselbe betete mit ihm und stärkte ihn in seinen Entschlüssen. Da erwachte in Johannes das Verlangen: Ein Missionar will ich auch werden, sei es hier in der Heimat, sei es draußen in der Heidenwelt.

Er ging nach Berlin und meldete sich im Missionshause. Auf Fürsprache des Stadtmissionars wurde er zu der einjährigen Probezeit angenommen. Diese Probezeit haben alle jungen Leute durchzumachen, bevor sie in das Missionshaus zum eigentlichen Studium aufgenommen werden. Während desselben müssen sie sich durch ihrer Hände Arbeit nähren. In einer berühmten Maschinenfabrik fand Meister lohnende Arbeit. Sonntag und Montag besuchte er am Abend den Unterricht im Missionshause, in welchem festgestellt

werden sollte, ob Gaben und Kräfte zu dem schweren Studium ausreichen würden.

Schon früher hatte er seinem Vater geklagt: „Es ist nicht schwer, unter lauter gottesfürchtigen Leuten fest im Glauben zu bleiben, wohl aber, unter Gotteslästerern den Mut nicht zu verlieren.“ Da seine Genossen in der Fabrik meist Sozialdemokraten waren, suchte er Anschluß bei Gleichgesinnten. Er trat dem „Christlichen Verein junger Männer“ bei. Dieser Verein macht es sich zur Aufgabe, die Jugend, die in der großen Stadt Berlin gar manchen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt ist, zu christlicher Geselligkeit zu sammeln und zu dem Sünderheiland zu führen. War Meister in dem Einen, was not thut, zur Entscheidung gekommen, so griff er alles, was seine und Anderer Seligkeit anging, mit Kraft und Entschiedenheit an. Bald war er daher eins der eifrigsten Glieder jenes Vereins. So sehen wir ihn denn abends in den Straßen Jünglinge, die er fand, zu den Vereinsversammlungen laden. Schroffe Zurückweisungen, an denen es nicht fehlte, entmutigten ihn nicht. Ist es doch einem Christen Ehre, um des Herrn willen Schmach zu leiden. Sonntags half er eifrig an dem gesegneten Werke der Predigtverteilung. Droschkenkutscher, Dienstleute, alle Sonntaglose, die ihr Beruf am Besuch des Gotteshauses hindert, suchte er auf. Zuerst stieß er auch hier auf Spott. Aber bald konnte er schreiben: „Es ist eine Freude für mich, wenn ich jetzt auf den Haltestellen mehrere Kutscher im Kreise versammelt sehe, die Hüte abgenommen, und einer liest die Predigt vor. Die andern Leute, die vorübergehen, gucken mich groß an, daß ich Predigten verteile, aber ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht.“

Als man Meisters rednerische Gaben im Verein entdeckte, wurde er auch zu Ansprachen, Gebeten und Vorträgen aufgefordert. Mit Eifer widmete er sich auch diesen neuen Aufgaben. Es wurde ihm zuerst nicht leicht, denn er hatte zu gleicher Zeit angefangen, Englisch zu lernen. Englisch ist die Sprache, die überall im Ausland, vor allem in englischen Kolonien, wie Südafrika, unentbehrlich ist. So suchte er schon jetzt für seinen späteren Beruf als Missionar zu arbeiten.

Auf diese Weise nützte er seine Zeit aufs äußerste aus und klagte doch nicht über zu große Arbeit. Im Gegenteil, durch seine Briefe geht ein Ton der Freudigkeit und des Friedens. Auch als seine Arbeit in der Fabrik schlechter bezahlt wurde, kam keine Klage aus seinem Munde. Dort war nämlich der Geschäftsgang auch zeitweilig ein schlechter. Zweimal wurden zwanzig Prozent des Lohnes abgezogen und dabei die meisten Arbeiter nur die Hälfte der Woche beschäftigt. So war Schmalhans Küchenmeister. Aber das stimmte Meister nicht trüb: „Die Arbeit geht wie vorher schwach weiter,“ so schreibt er, „desto mehr kann ich aber fürs

Reich Gottes arbeiten. Die Arbeit im Verein wird mir immer lieber, je länger ich sie treibe. Was mich zu dieser Arbeit zieht, das ist der Befehl unseres Herrn: „Gehet an die Zäune und Landstraßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet." Mein Herz ist voll Dankes und Lobes für den unaussprechlichen Segen, den der Herr schon auf meine Arbeit gelegt hat."

Und trotz seiner beschränkten Mittel wurde es ihm durch seine Sparsamkeit möglich, sich ein eigenes Zimmer zu mieten, das er zu seiner geistigen Arbeit notwendig brauchte. Was das in Berlin heißen will, erfährt mancher zu seinem Schmerz, der sich durch scheinbar hohen Verdienst verlocken läßt, mit Weib und Kind nach Berlin zu ziehen. Mancherlei Bücher mußten angeschafft werden, um die heilige Schrift gründlich studieren zu können. Und dabei hatte er immer noch Geld übrig, seine leidenden Eltern zu unterstützen. Zu Weihnachten oder an Geburtstagen versäumte er nie, seine Liebe auch durch Gaben zu beweisen. Jetzt wußte er erst die Liebe seines Vaters recht zu schätzen; er wußte, daß sie ihm viel köstlichere Güter als Nahrung und Kleidung geschenkt hatte: den Hinweis auf die Ewigkeit und die treue Fürbitte vor Gottes Thron. „Hätten Sie mich nicht," so schreibt er an seine Eltern, „auf dem Herzen und mit Gebet getragen, so säße ich heute nicht an der Brust des Herrn, sondern ich wäre einer, der dem Gerichte entgegengeht."

Man sollte meinen, daß Johannes Meister bei seiner Vielbeschäftigung mehr mit den Seinen auseinandergekommen wäre, weil ja doch sein Interesse, seine Liebe der Arbeit im Verein gewidmet war. Aber die Liebe, die aus Christo stammt, giebt sich nicht arm, sondern wird nur reicher durch Geben. So trat er in dieser Zeit der ersten Liebe zum Heiland all seinen Geschwistern herzlich nahe. Seine Briefe sind von einer zarten Fürsorge und Teilnahme durchweht, die auf das Eine wies, was not thut. Ist er doch mehreren, nach ihrem eigenen Geständnis, ein Wegweiser zum Reiche Gottes geworden. Wie sorgt er sich, wenn er über einen der Seinen schlimme Nachricht empfängt; wie tröstet er die leidende Mutter. Die engsten Bande der Freundschaft verknüpften ihn mit seinem Bruder August, welcher zwei Jahre mit ihm in Berlin lebte und in jeder Hinsicht eines Geistes mit ihm war.

Neben aller seiner Arbeit hatte er fleißig die Stunden im Missionshause besucht. Nach einjähriger Probezeit wurde er für tüchtig befunden, in das Missionshaus einzutreten. Aber noch war kein Raum vorhanden, er mußte abermals warten. Indessen früher als er hoffen konnte, öffnete sich ihm

das Missionshaus.

Im Oktober 1884 trat er in dasselbe ein. Daß er die Arbeit in der Fabrik aufgab, erregte großes Aufsehen in der

Werkstatt. Seine zwei Meister, beides ernste Christen, wünschten ihm von Herzen zu dem neuen Schritt Glück und Segen. Die Arbeiter dagegen außer vier oder fünf meinten, er solle anstatt ins Missionshaus in die Irrenanstalt nach Dalldorf gehen. Ihn focht das wenig an. Den Spott der Welt hatte er gelernt zu verachten.

Im Nordosten von Berlin am Friedrichshain, erblickt man neben der hochragenden Kirche ein stattliches Haus. Das Kreuz auf der First deutet an, daß es dem Dienste Gottes geweiht ist. Das ist das Missionshaus. Hier hat auch unser Johannes Meister fünf Jahre studiert. Es waren fünf Jahre harter Arbeit. Selbst seiner großen Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit wurde es oft fast zu viel. Es ist nichts Leichtes für jemand, der sein lebenlang keine Sprachen gelernt hat, Latein, Hebräisch und Griechisch zu bewältigen. Dazu kommen die vielerlei Dinge, die einem Missionar zu wissen nötig sind, denn ein Missionar soll auch ein Gottesgelehrter sein. Aber was ihm die Arbeit erleichterte und erst recht fruchtbar machte, war, daß in diesem Hause das Wort gilt: Bete und arbeite. Beides hatte er bereits gründlich gelernt. Und jetzt stand ihm das Ziel aller dieser Arbeit: der herrliche Missionsberuf, leuchtend vor Augen. So schreibt er an seine Eltern:

„Gestern bestanden wir wieder eine große Repetition. Ich bin gestern nach derselben ganz abgespannt gewesen, konnte den ganzen Nachmittag nichts beginnen. Um mitzukommen, habe ich oft früher aufstehen müssen. Das hat mir der liebe Gott auch reichlich gesegnet. Es heißt nun wieder mit aller Energie an die Arbeit gehen, eine und zwar die größte Hauptsache ist dabei das Gebet. In ihm kommen die Gnadengaben des heiligen Geistes reichlich auf uns herab. Darum bitte ich Sie, liebe Eltern, schlagen Sie die Thüren des Himmels ein mit ihrem Gebet. Denn die Verheißung ist wahr, und auf die können wir uns berufen, daß, wo zwei oder drei eins werden im Gebet, warum es ist, das sie bitten, das soll ihnen werden. Bitten Sie, liebe Eltern, daß der Herr reichlich seinen heiligen Geist ausgießen möchte über uns, die wir uns in seinen Dienst stellen und die Hände an den Pflug legen wollen. Oft muß ich sagen, daß ich gar nicht wert bin solcher Gnaden, die mir mein Heiland hier läßt zu teil werden. Wir werden hier unterwiesen, tiefere Blicke zu thun in das teure Wort Gottes, und es ist gar etwas Köstliches, aber wer viel empfangen hat, von dem wird auch viel gefordert werden.“

Seine frühere Berufsarbeit als Schlosser war für Meister keineswegs wertlos. „Ich bin zum Schlossermeister ernannt worden,“ schreibt er, „unter mir sind zwei Gesellen und ein Lehrjunge.“ Es muß nämlich jeder angehende Missionar ein Handwerk lernen.

oder besser mehrere. Denn draußen in der Wildnis ist er gar bald darauf angewiesen, sein eigener Schuhmacher, Maurer, Tischler u. s. w. zu sein.

Auch der Musik widmete Meister sich mit Eifer. Und da er alles gründlich anfaßte, wurde er schon nach zwei Jahren Musikmeister im Missionshause und leitete den Posaunenchor. Da fuhr er oft mit hinaus, die Missionsfeste verherrlichen zu helfen. Welch eine Erquickung für ihn, nach der harten Arbeit hinauszuziehen in Gottes freie Natur und im grünen Wald, Lieder zu Gottes Ehre erschallen zu lassen.

Eine schwere Prüfung legte ihm Gott in dieser Zeit auf. Eine hartnäckige, äußerst schmerzhafte Augenentzündung befiel ihn und machte ihn lange unfähig, irgend etwas zu lesen oder zu schreiben. Dazu mußte er allein wohnen, da die Krankheit ansteckend war. Über ein halbes Jahr litt er an derselben. Die Genossen standen ihm treulich bei und lasen ihm vor, was zu lernen war. Seiner arbeitsamen Natur war die Unthätigkeit sehr schwer zu tragen. „Aber trotz diesem allen traue ich auf den Herrn, der nie eine Trübsal auflegt, ohne dabei Gedanken des Friedens und Segens zu haben,“ so tröstet er seine Eltern. „Der liebe Gott will mich bloß in die Stille führen, daß ich mehr ungestört mit ihm und seinem lieben Sohn verkehren soll, wozu man bei allem Mühen und Arbeiten nicht so leicht kommt. Warten, werden, der Herr wirds versehen.“

Fünf Jahre stiller Sammlung und ernster Arbeit sind vorüber. Noch einmal kommen Tage großer Aufregung und Anstrengung. Das schwere Examen wird mit drei Anderen gut bestanden. Das langersehnte Ziel, die Aussendung zu den Heiden, ist erreicht.

Das halbe Jahr bis zur Aussendung benutzte Meister mit seinen drei Genossen, um sich manche noch nötigen Kenntnisse anzueignen. Sie besuchten eine Volksschule, um zu lernen, wie sie selbst es einst anfangen müßten, die Jugend zu lehren. Ein Arzt gab ihnen Anweisung über die Behandlung von allerlei Krankheiten, denn der Missionar ist auch der Arzt der Heiden, unter denen er steht. Gar mancher Missionar hat durch seine ärztliche Hülfe den Weg zu den Heidenherzen gefunden. Jetzt besuchten die Kandidaten auch mit Muße Missionsfreunde, die sie zu sich luden, besonders aber die großen Missionsfeste. Auf einem solchen in Ruppin lernte Meister seine Braut, Fräulein Lieschen Stärke, kennen und schloß mit ihr einen innigen Herzensbund, aus dem Beiden viel Freude und Trost erblühen sollte. Sie waren Beide eins in der Liebe zu dem Herrn, darum war auch ihre Liebe echt und wurde durch schwere Tage nur vertieft, bis der Herr sie zusammen heimrief.

Zunächst stand ihnen freilich die schmerzliche Trennung bevor. Es wird von den jungen Missionaren noch ein zweites

Examen verlangt. Erst nach demselben werden sie ordiniert und dürfen heiraten.

Am 29. Oktober 1889 wurde Meister nebst drei anderen Missionskandidaten in der Bartholomäuskirche in Berlin abgeordnet. Am Tage darnach traten sie

die große Reise

unter der Leitung des erfahrenen Missionar Trümpelmann an. Eine Seereise, seis auch über tausend Meilen nach Südafrika, ist heutigen Tages kein gefährliches Unternehmen mehr. Die Riesendampfer mit viel Hunderten von Passagieren sind eine kleine Stadt für sich. Eine Stadt, die allerdings mit Sturmeseile durch die Wogen fliegt. Der Reisende lebt auf dem Schiff mit allen Bequemlichkeiten, die er zu Hause nur haben kann. Ist die lästige Seekrankheit überwunden, so fühlt er sich ganz behaglich. So sahen denn Meister und seine Genossen fremde Länder und Städte an sich vorüberziehen. In England legten sie in Southampton einige Tage an, so daß sie einen Ausflug nach London, der größten Stadt der Welt, machen konnten. Die fremden Sitten, aber auch die Wunderbauten in London versetzten sie in Erstaunen und Verwunderung. Nach glücklicher, rascher Fahrt kamen sie in Afrika an. Am 1. Dezember, als Meister früh morgens aus dem Kabinenfenster sah, erblickte er in der Ferne die Umrisse des Tafelberges. Bald rasselte der Anker in die Tiefe. Kapstadt, die Hauptstadt Südafrikas, war erreicht. Aber auch hier gab es nur kurzen Aufenthalt. Das Ziel der Reise lag weiter nordwärts. Bald dampften sie in dieser Richtung die Ostküste Afrikas entlang. In Port Durban bestiegen sie das Land. Natal ist sein Name. Aber: weiter nordwärts! war auch hier die Losung. Vor zwanzig Jahren führte der schwerfällige Ochsenwagen die Reisenden landeinwärts. Jetzt durchflogen unsere Missionare auf der Eisenbahn die blühenden Gefilde Natals, immer höher hinauf, dem alpenhohen Drakengebirge zu. Hier ging es mit der Post weiter. Jenseit der Drakenberge lag ihr Ziel, das Land Transvaal. Dasselbe ist eine Republik weißer Bauern, steht also unter christlicher Obrigkeit. Aber die große Mehrzahl seiner Bewohner sind heidnische, braune Kaffern, die dem Stamm der Baßuto angehören. An ihnen hat die Berliner Mission ein gesegnetes Arbeitsfeld gefunden. Zunächst ging die Reise nach der Centralstation des südlichen Landes, dem bekannten Botschabelo. Doch auch hier wurden unserem Meister nur sechs Wochen Rast geschenkt. Wieder ging es weiter nach Norden, wo die Stämme der Eingeborenen noch dicht bei einander wohnen und das Heidentum noch ungebrochen herrscht. Jetzt wurde die Reise afrikanisch, d. h. sie ging mit dem Ochsenwagen.

Langsam, aber sicher gelangte er so nach Mphome, der Hauptstation von Nord-Transvaal, wo der Superintendent Knothe wohnte. Mphome ist eine große gesegnete Station, rings umgeben von zahlreichen Heidenstämmen. Hier lernte Meister die eigentliche Missionsarbeit näher kennen. Er studierte fleißig die Sprache des Volkes und hatte die Freude, nach kurzer Zeit eine Predigt vor der zahlreich herbeigeströmten Gemeinde halten zu können. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Er war für das Volk der

Bawenda

bestimmt. Abermals setzte er seinen Wanderstab nach Norden. Wer aber meint, daß Meister doch nun wohl bald am Nordpol angelangt sein müßte, der irrt sich. Südafrika liegt ja auf der südlichen Halbkugel und nach Norden wirds immer heißer. Mpome liegt fast unter dem Wendekreis. Unser junger Freund trat also in die heiße Zone.

Hier im nördlichsten Teil Transvaals wohnt in schroffen unzugänglichen Bergen, den Zoutpansbergen (spr. Saut-, d. i. Salzpfannenberge) das Volk der Bawenda. Durch seine steilen Berge gesichert, kümmert sich dasselbe wenig um die weißen Herren des Landes, die Bauern. So wahrt es trotzig seine Freiheit. Nur die Missionare läßt es unser sich wohnen; es weiß, diese suchen nicht eigenen Vorteil, sondern das Beste der Eingeborenen.

Dies Volk war Meisters Reiseziel. Er wurde nach der Station Tschakoma zur Unterstützung des erkrankten Bruders S c h w e l l n u s gesandt. Es war eine neue Welt, in die er versetzt wurde: ein neues Klima, neue Lebensweise, andere Nahrung, ein Volk mit anderen Sitten und eigener Sprache. Da gab es tüchtige Arbeit. Zuerst baute er ein rundes Häuslein oben in den Bergen. Er war nämlich in der so gefährlichen Fieberzeit dorthin gekommen, und oben auf den Bergen ist man dem Fieber nicht so ausgesetzt wie in der Ebene. In der gesunden Zeit zur Station herabgestiegen, fand er bald anderweitig Gelegenheit, seine erlernte Handfertigkeit zu erproben. Eine neue Kirche mußte gebaut werden. Die Umwandung der sechs Fenster und der Thür, die schwierigsten Teile, mauerte er eigenhändig auf. Die alte Kirche richtete er sich als Wohnstatt ein. Trotz dieser Arbeiten, die dem jungen Missionar in Afrika zumeist obliegen, gelang es ihm, die neue Sprache bald zu bewältigen. Er lernte auch die Sitten und die Eigenart der Leute kennen und wie der Apostel Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, den Bawenda ein Mowenda zu werden: „Je mehr ich Fortschritte in der Sprache mache, um so mehr Interessantes entdecke ich," berichtet er.

Bald konnte er auch den Bruder Schwellnus in der eigentlichen Missionsarbeit unterstützen. Er übernahm den Unterricht

in der Schule und lehrte die schwarze Jugend Biblische Geschichte, Katechismus, Sprüche, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Gesang. Besondere Freude machte es ihm, nun den Heiden auch das Evangelium predigen zu können.

Auf der Station ist die Arbeit des Missionars eine ganz regelmäßige; in der Woche hält er Schule, giebt Taufunterricht, arbeitet auch wohl an der Übersetzung der Heiligen Schrift in die Landessprache. Am Sonntag predigt er zwei-, dreimal. Es geht dort fast zu wie in einem Pfarrdorf Deutschlands.

Rings um die Station breitet sich ein Kranz von Außenstationen, welche durch Nationalhelfer versorgt werden. Von Zeit zu Zeit besucht und revidiert der Missionar dieselben.

Um aber weiteren Kreisen das Wort Gottes zu verkündigen, müssen die Missionare größere Reisen unternehmen, natürlich nur in der gesunden Zeit des Jahres.

Da Bruder Schwellnus zu krank war, um eine solche Reise zu thun und Meister in diese Arbeit einzuführen, folgte Meister mit Freuden einer Einladung des Missionar Beuster, welcher auf der nächsten Missionsstation, in Ha Tschewaße, wohnte. Bei einer Reise mit diesem älteren Bruder konnte Meister einen Blick in das gänzlich unberührte, finstere Heidentum thun.

Am 15. Juli 1890 brachen sie auf. Die Reise ging zu Pferde ins Gebirge. Bald hörte der gebahnte Weg auf, und ein besonders für die Pferde mühevolles Klettern begann. So ging es Tag für Tag bald bergauf, bald bergab. Überall besuchten sie die Heidenkraale (Dörfer); selten mit Freuden, oft mit geheimem Widerwillen empfangen und bewirtet. Hierbei lernte Meister so recht die beiden Hauptbollwerke des Heidentums kennen: Die Tyrannei der Häuptlinge und die Vielweiberei. Er berichtet darüber: „Der Häuptling hieß die Lehrer willkommen, obgleich er sie am liebsten zum Thore hinausgeworfen hätte, denn er ist ein Feind des Evangeliums. Aber aus Furcht vor uns erheuchelte er die auffallendste Freundlichkeit. Und so ist es leider bei den meisten Häuptlingen. Vor Augen der Lehrer sind sie freundlich und nennen sie ihre Väter, freilich nur, um damit zu sagen: Als Väter müßt ihr für eure Kinder sorgen und ihnen Kleidung und allerlei schöne Sachen geben, aber hinterm Rücken lachen und spotten sie und verbieten ihren Unterthanen, Gebrauch von dem Gehörten zu machen. Warum thun sie das? Sie möchten es doch nicht gern mit den Missionaren verderben, von denen sie manchen äußeren Nutzen zu ziehen wissen. Aber daß ihre Unterthanen lernen sollen, das will den Häuptlingen erst recht nicht gefallen, denn dann werden ihre Werke offenbar, und es ist um ihre despotische Herrschaft geschehen, durch die sie Gewinn ziehen und Reichtum erlangen; es ist aus mit ihrem Lug und Trug, Raub und Mord. Sie wissen, das Wort Gottes ist gegen die Zauberei, die ihnen doch so viel einbringt.

Kein Mensch stirbt bei ihnen, ohne nach ihrer Meinung von einem Moloï bezaubert worden zu sein. Es ist nun Aufgabe des Zauberdoktors, den Moloï, d. h. den Menschen, der die Ursache des Todes des Andern ist, herauszufinden. Natürlich wird einer ausgesucht, der viel Vieh hat. Dieser wird getötet und das Vieh dem Häuptling gebracht, der einen Teil davon dem Zauberdoktor für seine Kunst abgiebt. Auch der abscheuliche Kindermord fände ein Ende. Hat ein Kind irgend einen Fehler, dann wird es umgebracht, ebenfalls wenn es zuerst die Oberzähne bekommt. Von Zwillingen wird stets ein Kind getötet, denn es geht die Sage, daß, wenn man beiden das Leben läßt, großes Unglück über das Haus kommt, und doch beide Kinder bald sterben würden. Wird solch heidnisches Unwesen durch die Predigt des Evangeliums erschüttert, so erscheinen die Häuptlinge als Lügner und Betrüger. Darum halten sie fest an den Werken der Finsternis und halten auch ihre Leute mit Gewalt vom Lernen zurück.

Offener Widerspruch gegen das Wort Gottes findet sich bei Bawenda überhaupt sehr selten. Sie stimmen bei, ohne doch überzeugt zu sein. Es geht ihnen wie so vielen lauen Bekennern Christi. Und gerade deshalb ist es ein gar harter, undankbarer Boden, den die Mission dort zu bearbeiten hat. Er steht unter dem Fluch des Wortes: „Ach, daß du kalt oder warm wärest. Weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Von dem Gebirge herabsteigend, betraten die Missionare die Ebene des Limpopo, jenes großen Flusses, der Transvaal im Norden begrenzt. Dichtes Dornengebüsch mit zollangen Stacheln wehren dort dem Reiter den Durchweg. Nur das festeste Zeug, ein Korkhelm und ein Stock, die Zweige von dem Gesicht abzuwehren, schützen davor, zerrissen und zerkratzt zu werden. Zogen doch die Dornen einst Bruder Meister vom Pferde. Sie ritten vorbei an riesigen, bis 60 Fuß im Umfang messenden Affenbrotbäumen, die wie Türme über das Gestrüpp ragen. Heiße Quellen, welche sie dort fanden, setzten sie in Verwunderung. Es war ein Hungerland, durch welches sie kamen, und Mangel an Lebensmitteln hinderte sie, den nahen Limpopo zu besuchen. Sie kehrten um und erreichten nach vierzehntägiger Abwesenheit die Station wieder.

Bald lernte Meister das Heidentum noch von einer andern Seite kennen. Die vier großen Häuptlinge der Bawenda machen sich die Oberherrschaft unter einander streitig. Da ist schnell ein Krieg vom Zaun gebrochen und Überfälle, Mord und Brand sind an der Tagesordnung. Das sind schwere Zeiten für den Missionar. Zwar sein Leben kommt nicht in Gefahr, aber seine Arbeit wird lahm gelegt. Alle Augenblicke ertönt Kriegsgeschrei, und die Leute flüchten mit Weib, Kind und Vieh.

Aber Missionar Meister sollte in dem Lande der Bawenda nicht Wurzel fassen, er war für ein neues Arbeitsfeld in Aussicht genommen.

Nördlich von dem Lande Transvaal, von diesem geschieden durch das breite Thal des Limpopo, liegt das Bergland Bonyaï. Von den Höhen der Zoutpansberge schweift der Blick hinüber zu den blauen Gebirgen in der Ferne. Bergzug hinter Bergzug erhebt sich dort am Horizont und alle sind dicht bewohnt von dem Volk der Bakhalanga. Wie oft hatten die Missionare sehnsuchtsvoll nach diesen Bergen ausgeschaut; dort winkte ein schönes Arbeitsfeld. Es war ihr Herzenswunsch, in dieser Richtung die Arbeit auszudehnen. Folgte doch die Berliner Mission hier ihrer natürlichen Entwicklung nach Norden. So waren schon in früheren Jahren Missionsexpeditionen unternommen, das Land zu erforschen. Aber die Thüren waren noch verschlossen. Die Herren des Landes, die finsteren, grausamen Matebelen hinderten jede Missionsarbeit in demselben. Der mutige, aufopfernde Missionar Coillard von einer anderen Gesellschaft, welcher es dennoch gewagt hatte, sich dort niederzulassen, mußte nach Jahresfrist den Ort räumen. Aber wo eine Ernte reif ist, macht Gott den Schnittern Bahn. Es war seine Führung, daß gerade in neuester Zeit eine englische Handelsgesellschaft von diesem Lande Besitz ergriff. Eine große, bewaffnete Expedition zog ein, Scharen von Abenteurern folgten ihr. Auch mehrere Missionsgesellschaften sandten ihre Boten dorthin. Da durfte unsere Berliner Gesellschaft nicht zurückbleiben.

Am 18. Juni 1891 bestand Meister sein zweites Examen vor der Synode Nord-Transvaal. Es wurde ihm aufgetragen, die Mission in dem Lande Bonyaï aufzunehmen. Obwohl er mit voller Freudigkeit in seiner bisherigen Arbeit gestanden hatte, erklärte er sich doch gern bereit, in diese neue Arbeit einzutreten. Zwar kannte er die Gefahr, aber für Streiter Christi ist es, wie für jeden braven Soldaten, eine Ehre, in den vordersten Reihen zu kämpfen.

Am 9. August traf Bruder Wedepohl, der 1889 in Berlin mit Meister zusammen abgeordnet und jetzt auch mit ihm zu dieser Arbeit auserlesen war, in Mpome ein. Es erhob sich aber die Frage: Ist es ratsam, in diesem Jahre noch die Reise anzutreten. Es tauchten vielerlei Bedenken dagegen auf. Das größte war die vorgerückte Jahreszeit. Die Reise sollte ja etwa vierzig bis fünfzig Meilen nördlich gehen, also tief hinein in die heiße Zone. Daselbst sind bekanntlich die Jahreszeiten anders als in Deutschland. Die gesunde und daher zur Reise geeignetste Zeit dauert vom Juni bis August und ist verhältnismäßig kühl. Darauf folgt die heiße Zeit mit heftigen Regengüssen. Aus der Feuchtigkeit der Erde entwickelt sich das so gefährliche Tropenfieber. So folgt auf

die heiße Zeit dann eine Fieberzeit, welche vom Februar bis Mai währt. Eine Reise in Afrika, besonders wenn eine neue Station in weiter Ferne angelegt werden soll, erfordert lange Vorbereitungen. Lebensmittel für ein Jahr, Werkzeug, teilweise auch Material zum Häuserbau, alles muß auf den schweren Ochsenwagen mitgeführt werden. Vor Mitte September, also im Anfang der heißen Zeit konnte man zum Aufbruch nicht fertig sein. Fünf bis sechs Wochen mindestens dauert die Reise in dem schwerfälligen Ochsenwagen. Zur Erbauung eines trockenen Häusleins blieb kaum Zeit; ein feuchtes Haus in der Fieberzeit bedeutet aber für den weißen Mann den Tod.

Meister war kurze Zeit schwankend. Es gab heiße Kämpfe in seiner Brust, aber der Gedanke gab den Ausschlag: das Reich Gottes kommt so neun Monate früher zu den armen Bakhalanga.

Da weigerten sich die Bawenda, welche zu Gehilfen auf dieser Reise angeworben waren, mitzugehen. Sie kannten die Gefahren des Klimas. Ebenso lehnte es der erfahrene Missionar Beuster ab, Führer der Expedition zu sein. Wer will es ihm verdenken! Bruder Schwellnus war vor zwei Jahren von einer zu bester Jahreszeit unternommenen Expedition mit gebrochener Gesundheit zurückgekehrt. Zum Überfluß erwies es sich unmöglich, einen zweiten Ochsenwagen nebst Gespann zu erwerben. Mit einem Gespann, mögen es auch 16 Ochsen sein, hätten sie nicht einmal den Limpopo passieren können. Es mußte wohl oder übel die Reise doch verschoben werden.

Hochzeit und Ehestand.

So erwartete Meister seine Braut. Er reiste ihr nach Botschabelo entgegen. Hier wurde am 11. November 1891 im Hause Bruder Trümpelmanns, seines lieben Reisegefährten, die Hochzeit gefeiert.

Vierzehn Tage später finden wir das junge Ehepaar auf der Reise von Botschabelo ins Bawendaland. Die junge Frau lernte an der Seite des Mannes die Leiden und Freuden des Reisens im Ochsenwagen kennen. Diese nach europäischen Begriffen riesigen Ungetüme sind fast wandernde Häuser zu nennen. Sechzehn Ochsen bleiben nicht gerade selten mit ihnen stecken. „Hotel zum glücklichen Paar" benennen sie den Wagen in einem ihrer Briefe. Aber Menschenglück, und sei es das köstlichste, ruht auf schwankendem Boden. Wie bald sollte das Ihre ein Ende haben.

Der Empfang auf den Stationen im Bawendalande war ein überaus herzlicher. Die Schulkinder kamen ihnen mit Gesang entgegen. Die Liebe der Schwarzen hatte sich Meister längst erworben; sie strömten in Scharen herbei, die junge Frau zu sehen.

Das Ziel der Reise war aber nicht Tschakoma, wo Meister bisher gewesen war. Er war inzwischen nach Ha Tschewaße versetzt. Hier wurden sie von Geschwister Beuster aufs herzlichste aufgenommen.

Eine Zeit reinen, ungetrübten Glücks begann für die Beiden. Ihr kleines Häuslein hatte Meister mit selbstverfertigten Möbeln ausgestattet. Wie heimisch war es da der jungen Frau in ihrer Wohnung. Als die Fieberzeit begann, zog das junge Paar hinauf in die Berge. So behaglich wie auf der schön eingerichteten Station wohnte es sich hier nicht: „Ihr würdet Euch wundern," schreibt Meister, „wenn Ihr unser Haus sähet. Es sieht lange nicht so gebildet aus wie die Ruppiner Scheunen. Die Verandapfähle muß ich alle Augenblicke wieder aufrichten. Die Mittelwände bewegen sich, sobald nur ein leiser Zug durch die Räume weht." Aber darum war es doch schöne Zeit in der herrlichen Gebirgsnatur. Des Menschen Glück ruht in seiner Brust, wie sollte es da nicht sein, wo zwei treue Herzen sich gefunden haben. Die junge Hausfrau lernte hier afrikanisch wirtschaften, eine Vorschule für Bonyaï. Da der Backofen fehlte, wurde ein Feuer angezündet, ein flacher Topf mit den Kohlen umlegt und darin gebacken. Auch die vielen seltsamen Gerichte lernte sie bereiten: Brei aus Maismehl und Bataten, eine Art süßer Kartoffeln, beides wird zu jeder Mahlzeit genossen, Morocho, ein Gemüse von Kürbisblättern, in Milch schön weich gedämpft und anderes. Draußen um das Haus tummelten sich Ochsen, Kuh und Kalb, Pferd und Ziege im Grünen herum. Zwei Schweine befanden sich im Stall. Die Ochsen sollten den Wagen ziehen, die Schweine Proviant für die lange Reise liefern.

Mit der kühleren Jahreszeit stiegen Meisters wieder zur Station hinab. Die Vorbereitungen zur Reise begannen. Ein Ochse und zwei Schweine wurden geschlachtet und das Fleisch an der Sonne zu sogenanntem Biltong getrocknet. Ein fettes Schwein lieferte Schmalz und Speck, sowie Wurst und Schinken. Reisezwieback mußte in großen Mengen gebacken werden. So hatte auch Frau Meister viel Arbeit.

Drei große Ochsenwagen standen bereit, und doch konnte nur das Allernotwendigste mitgenommen werden. Nichts von Möbeln, nicht einmal Meisters Bücher gingen mit: „Nur zwei Kisten enthalten Wirtschaftsgegenstände," schreibt er in seinem Tagebuch, „Wäsche, Medizin 2c. Alle andern Sachen haben wir in Tschewaße zurückgelassen. Der andere Teil unserer Ladung besteht in Bau- und Tauschartikeln, Werkzeugen, Nahrungsmitteln für uns und unsere Leute, Mais für die Pferde und Esel u. s. w. Die Tauschartikel sind eine Hauptnotwendigkeit, denn für Geld werden wir nicht in Bonyaï kaufen können, auch werden Arbeiter nur mit solchen Sachen bezahlt. Zwölf Sack Mais nahmen wir mit zur Kost für unsere Leute und Pferde. Dazu kommen fünf Sack

Mehl zum eigenen Bedarf, denn soviel brauchen wir, bis wir im nächsten Jahr wieder neues kommen lassen können. Gern hätten wir uns zwei Sack Salz mitgenommen, aber wir müssen mit einem Sack zufrieden sein, da die Wagen voll sind."

Selbst vier kleine Schweinchen, zwei Katzen und einige Hühner wurden in Kisten am Wagen außen befestigt.

Auch einige tüchtige Bawenda-Christen, sogenannte Nationalhelfer, gingen mit. Sie hatten schon häufiger jene Länder bereist, das Wort verkündigt und so den Boden bereitet. „Es ist zu schade," klagt Meister, „daß Bruder Wedepohl seinen Wagen noch nicht bekommen hat, da uns ein solcher fehlt für die Helfer, die gern ihre Frauen mitgenommen hätten. Nun aber werden sie, während sie sonst gleich dort geblieben wären, im nächsten Jahr zurückkehren, und es bleibt eine Frage, ob sie überhaupt noch einmal nach Bonyaï umdrehen werden. Das würde ein tief einschneidender Schade für mich und die ganze Missionsarbeit sein, denn ich stehe dann ganz allein da, ohne Helfer, die mir bei meinen äußerlichen Arbeiten nicht allein, sondern auch beim Predigen viel gute Dienste leisten könnten.

Wenige Tgge vor der Abreise wurden die Brüder Meister und Wedepohl zur Ordination nach Mpome berufen. Sie empfingen dort die Weihe zum heiligen Predigtamt und damit das Recht, die Sakramente zu verwalten.

Jetzt waren sie innerlich und äußerlich gerüstet. Mit schwerem Herzen trennten sie sich von dem Ort, der ihnen so schnell zur Heimat geworden war. Missionar Beuster ging mit ihnen. Es ist Grundsatz der Berliner Missionsgesellschaft, neue Arbeitsfelder mit jungen Missionaren zu besetzen, weil deren Jugendkraft leichter den Strapazen des Häuserbaues, der ganzen Stationsanlage gewachsen ist. Die ersten Verhandlungen jedoch mit den heidnischen Häuptlingen überträgt sie gern einem älteren, erfahrenen Missionar. Der Schwarze hat großen Respekt vor grauem Haar. Auch gehört viel Erfahrung und Umsicht dazu, einen geeigneten Platz zur Ansiedlung zu finden. Von der Lage desselben hängt es ab, ob das Fieber schwerer oder gelinder auftritt. Diese Aufgaben fielen dem bewährten Bruder Beuster zu, welcher schon zwanzig Jahre tropisches Klima kannte.

Die große Reise

begann am 24. Mai 1892. Am Tage vorher hatte Br. Meister Abschied von der Gemeinde im Gotteshause genommen. „Heute," berichtet er, „haben sich fast alle Gemeindeglieder wieder eingestellt, um uns noch die Hand zu drücken und zu versichern, daß ihre Gebete uns begleiten. Jetzt sind die Ochsen eingespannt. Noch einmal nehmen wir herzlich Abschied von den zurückbleibenden

lieben Missionsgeschwistern. Die Schulkinder und einige Gemeindeglieder gehen ein ganzes Stück mit dem Wagen und lassen ein Lied nach dem andern ertönen zur Ehre Gottes. Zunächst ging die Reise südwärts. Das Gebirge verhinderte, die direkte Richtung nach Norden einzuschlagen. Dasselbe mußte in weitem Bogen westlich umgangen werden. Dort, wo sich der Weg nördlich wandte, wartete man auf die Söhne des verstorbenen Missionars Posselt, welche mit 6 Wagen in die Jagdgefilde von Bonyaï zogen. Am 6. Juni fand die Vereinigung statt. Mehrere Bauern, welche ebenfalls zur Jagd fuhren oder Güter nach Bonyaï brachten, gesellten sich dazu. So waren endlich 24 Wagen mit 400—500 Ochsen beisammen.

Nun ging es in langer Reihe durch die sandige, wasserarme Ebene auf den Limpopo zu. Gewaltiger Staub wirbelte auf und legte sich fingerdick auf Menschen und Wagen. Bald mußte man in drei Abteilungen fahren, weil für die große Menge Vieh Wasser schwer zu beschaffen war. Man befand sich im Jagdfeld; Dornengestrüpp, spärliche Bäume bestanden das Feld.

Hier bewahrte Gott die junge Frau Meister in schwerer Gefahr. Lassen wir ihren Mann berichten. „Es ist Sonntag. Wir sitzen im Schatten eines grünen Baumes und hören der Predigt des Bruder Beuster zu. Meine Frau bereitet nicht weit davon das Mittagbrod. Da schreckt uns ein lauter Notschrei von ihr auf. Ich stürze hastig auf sie zu. Ein zweiter und dritter Schrei folgte schnell dem ersten. O Schrecken! meine Frau liegt am Boden und wehrt sich der Flammen, die sich ihrer Kleider bemächtigt haben. Dem Herrn sei Dank, der ihr so viel Geistesgegenwart verlieh, daß sie nicht weit lief, sondern sich sofort auf die Erde warf und die Flammen auf diese Weise erstickte. Der Wind, der gerade heftig blies, hätte sonst das Feuer angeblasen und meine liebe Frau in die größte Gefahr gebracht. Der Herr hat seine Flügel über sie gnädig gebreitet. Ihm sei tausend Lob und Dank dafür.“

Am 14. Juni erreichte man den Limpopo, den Grenzfluß von Transvaal. In der Regenzeit ein gewaltiger Strom, welcher jegliche Überfahrt unmöglich macht, war er jetzt zu einem schmalen Wasserstreifen im breiten Strombett eingeschrumpft. Mit doppelter Bespannung waren die Wagen in zwanzig Minuten am anderen Ufer. Drüben nahm sie dasselbe Buschfeld auf. Nun aber ging es, um einen weiten Umweg zu sparen, nicht auf den wohlbefahrenen Regierungsweg, sondern ohne Weg und Steg quer durch das Dickicht. Mit Spaten nnd Axt galt es, einen Weg zu finden. Steine mußten beiseite geräumt, Bäume gefällt, Löcher zugeschüttet und Hügel abgegraben werden. So ging es nur langsam vorwärts. Dafür hatten aber die Ochsen gute Weide und behielten Kraft für die Fahrt aufs Gebirge. Außerdem versorgten die

Brüder Posselt die ganze Gesellschaft reichlich mit Fleisch, denn es war hier ein reiches Jagdgebiet.

„Den heutigen Sonntag," schreibt Meister, „feiern wir mitten in der Wildnis, wo der König der Tiere sein Wesen hat, und wo seine laute Stimme die Luft erzittern macht. Hier, wo vielleicht noch kein Weißer den Boden betreten hat, und die Tiere in großer Sicherheit ihr Leben fristen, rasten wir schon den dritten Tag. Die Herren Posselt konnten an diesem Ort unbehindert ihrem Jägerhandwerk nachgehen. Gleich am ersten Tage fing Herr Harry Posselt ein reizendes, kleines Zebra. Am anderen Tage erlegten sie vier große Gemsböcke, so nennt sie der afrikanische Bauer. Es ist dies eine Antilopenart, welche in ausgewachsenem Zustand einem großen Ochsen gleicht. Gestern folgten Bruder Wedepohl und ich der Einladung des Herrn Posselt und gingen mit. Herr Harry erlegte wieder einen solchen Bock. Er ist der beste Schütze und trifft fast jedesmal. So hat er auch gestern einen kolossalen Löwen geschossen. Einer von den Leuten kam und meldete, daß ein Löwe ganz gemütlich ein am Tage vorher von den Leuten erlegtes Wild verspeise. Es war nicht weit von unserem Wagen. Das war die beste Gelegenheit, ihn zu schießen. So machten sich die Herren Posselt mit einigen Leuten auf. Sie fanden den Löwen noch bei seinem Mahle. Der erste Schuß streckte ihn zu Boden. Noch einmal raffte er alle seine Kräfte zusammen, um sich auf seinen Feind zu stürzen. Da traf ihn der zweite Schuß. Brüllend und um sich schlagend brach er in sich zusammen. Die Hunde griffen von allen Seiten zu. Es war sein Ende. Es ist ein ungeheures Tier von hohem Alter. Noch viele solcher Löwen giebt es hier in der Einöde. Vorgestern wurden vier Löwen an einem Fluß gesehen, die aber, nachdem ein Schuß vorbeiging, das Weite suchten. In jeder Nacht müssen wir uns auf den Besuch des Königs der Tiere gefaßt machen. Die Feuer werden darum die ganze Nacht unterhalten, und alles ist bereit auf seinen Besuch. Des Nachts sieht es ordentlich romantisch aus, wenn die Feuer hell aufflackern und Wagen, Menschen, Ochsen und alles, was in der Nähe ist, erleuchten. Gefährlich ist es in der Nacht zu reisen, denn nachts geht der Löwe auf Raub aus. Wir sahen einen Wagen mit einer Löwenhaut als Siegestrophäe auf dem Wagenplan. Ein Löwe war in der Nacht, während der Wagen fuhr, und ein schwarzer Bursch auf einem Esel nachritt, von hinten auf den Esel gesprungen, worauf der Eselreiter alsbald über den Kopfe des Esels hinweg zu Boden kam, der Esel aber sein Leben lassen mußte. Die Besitzer des Esels aber sannen auf Rache; sie vergifteten das Fleisch des Esels, und den Erfolg zeigte jedermann das Fell ihres Feindes auf dem Plan. — Im ganzen war es ein freies, sorgenloses Leben, wenn auch Schreck und Aufregung nicht ausblieben. Daß

die Ochsen des einen oder anderen Wagen nicht zur Stelle sind, wenn es weiter gehen soll, oder die Esel oder Pferde sich verirrt haben, gehört zu den täglichen Erlebnissen auf solchem Zuge, die der Bauer bezeichnend tegenspoed (d. i. Gegeneile) nennt. Gewöhnlich kam man mit dem bloßen Schreck davon, wenn das Vermißte nach einigen Stunden wieder zur Stelle war. Doch manchmal wurde die Sache auch ernster: „Unsere drei Pferde waren eines Tages spurlos verschwunden und wir mußten eine sorgenvolle Nacht ohne die Pferde verbringen inmitten der uns umgebenden Löwen. Wie wurden wir getröstet und wie dankten wir Gott, als wir sie am nächsten Tage unversehrt stundenweit bei der Wasserstelle fanden, welche wir am Tage vorher verlassen hatten, wohin der Durst sie zurückgetrieben hatte."

Am 5. Juli kamen die Reisenden in Mabgene an den großen Transportweg, der hier hinauf in die Berge, das eigentliche Bonyaï führt.

Das Land Bonyai

ist ein Gebirgsland, welches im Süden durch die weite Ebene des Limpopo und im Norden durch die des gewaltigen Sambesiflusses begrenzt ist. Nach Nordwest und Südost gehen zahlreiche Flüsse zu Thal. Oben krönt die herrliche Maschona-Ebene das Gebirge.

Seit wenig Jahrzehnten genauer bekannt, ist es doch eins der Länder, von denen uns die Heilige Schrift vor fast 3000 Jahren berichtet. Es ist das Land Ophir, auch Sophir genannt. Sofala heißt noch heutigen Tages die flache Küste des Meeres. Dorthin sandte Salomo einst seine Knechte. Sie fuhren die ganze Ostküste Afrikas entlang bis hieher. Dann gingen sie in die Berge, wo Gold die Fülle ist.

Wir lesen 1 Kön. 9, 27: „Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffsleute und auf dem Meere erfahren waren, mit den Knechten Salomos, und kamen gen Ophir und holten daselbst 420 Zentner Goldes und brachten es dem Könige Salomo." So viel Gold konnten sie nur hier finden, wo jetzt noch die wahrscheinlich reichsten Goldfelder der Erde sind. Ferner heißt es 1 Kön. 10, 11 und 12: „Dazu die Schiffe Hirams, die Gold aus Ophir führten, brachten sehr viel Ebenholz und Edelgestein. Und der König ließ machen von Ebenholz Pfeiler im Hause des Herrn und im Hause des Königs und Harfen und Psalter für die Sänger." Dieses „Ebenholz" war, wie wir aus anderen Berichten wissen, weiß wie Fichtenholz, nur schöner und länger. Von dieser Beschaffenheit ist das sogenannte Gelbholz, das gewöhnliche Bauholz in diesen Ländern. Schön weiß, bis 100 Fuß hoch bei sehr dicken Stämmen, war es wohl geeignet zu Pfeilern im Tempel des Herrn.

Die Kaffern, besonders die an der Sofalaküste wohnenden, haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den Juden. Wahrscheinlich haben sich diese dort einst mit den Eingeborenen gemischt. Auch einzelne Einrichtungen, die Sitte der Beschneidung, das Eherecht sind denen der Juden auffallend ähnlich und wahrscheinlich von diesen entlehnt.

Das Wunderbarste in dem Lande sind jedoch seine Ruinen. Die Knechte Salomos und Hirams, des Königs von Tyrus, gründeten hier Niederlassungen: „Sie kamen in drei Jahren einmal und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“ (2 Chron. 9, 21.) In ihren Niederlassungen sammelten sie alle diese Dinge, welche alle drei Jahre abgeholt wurden. Die Bauten, welche sie aufführten, stehen jetzt noch nach 3000 Jahren. Missionar Beuster besuchte auf seiner Rückreise diese Ruinen, welche jetzt den Namen Zimbabye führen. Lassen wir ihn selbst berichten:

„Als unsere Leute der Ruinen ansichtig wurden, kamen sie ins Laufen, das bald zum Rennen wurde, so wurden sie durch den Anblick dieser Mauern angezogen und begeistert. Bald standen wir alle vor dem uralten Bauwerk. Auf den ersten Blick empfand ich, daß meine kühnsten Erwartungen und Vorstellungen noch bei weitem übertroffen wurden. Eingehendere Besichtigung lehrte, daß sehr viele kunstgeübte Hände, welchen tausende von Arbeitern zur Seite standen, jahrelang ausdauernd müssen gearbeitet haben, um solch ein Werk zustande zu bringen. Welch eine Ausdauer im Bauen, um Mauern von 10 Fuß Dicke 25 Fuß hochzuführen und bei 20 Fuß Höhe noch Mut und Lust zu besitzen zu künstlerischen Verzierungen.

Die ausgedehnten Ruinen von Zimbabye bestehen aus zwei Abteilungen. Die eine liegt in der Ebene in der Nähe eines Granitkopfes von etwa 150 Meter Höhe, auf welchem sich die andere Abteilung befindet. Zwischen den Ruinen in der Ebene und denen auf dem Berge befindet sich ein Thal von 200 Schritt Breite, in welchem aber noch allerlei Bautrümmer anzudeuten scheinen, daß einst die unteren Bauwerke mit den oberen in Verbindung gestanden haben. Die Granitsteine, aus denen die Mauern bestehen, sind ohne Mörtel künstlich von Meisterhand mit Verband und Halt zusammengefügt, etwa in der Weise, wie heutzutage der Maurer von Fach den Verband herstellt mit gleichförmigen Ziegelsteinen. Die Mauer in der Ebene umschließt einen großen Langkreis. Sie zeigt drei Eingänge, nämlich einen nach Norden, den andern nach Osten und den dritten nach Westen. Diese Eingänge waren einst überbaut, sind aber gegenwärtig alle in ihrem oberen Teil zusammengestürzt. Die Sorgfalt und Kunst, mit welcher die Mauern errichtet sind, hat sonst den zerstörenden Einflüssen dieser langen Reihe von Jahren bis heute noch erfolgreichen Widerstand geleistet, alles Mauerwerk ist wie aus einem Guß.

Im Innern des großen Langkreises befindet sich in unmittelbarer Nähe der Mauer ein turmartiges Gebäude von etwa 15 Fuß Durchmesser, welches die Umfassungsmauer von 25 Fuß noch um 5 Fuß überragt. Es hat, wie unsere Schwarzen sich ausdrückten, die Gestalt einer Flasche. Dieses Gebäude hat keinerlei Eingang und ist von oben bis unten mit Steinen ausgefüllt. 2 Chron. 34, 4 lesen wir: „Der König Josia ließ abbrechen die Altäre Baalim und die Bilder (d. i. Sonnensäulen) oben darauf.“ Wem sollte nicht die überraschende Ähnlichkeit solcher Schriftstellen mit den Bauwerken hier vor uns in die Augen fallen! An das turmartige Gebäude schließt sich wieder ein anderes Mauerwerk und von diesem kommt man wieder in ein anderes, alles Mauern, Rondeaus und Gänge durcheinander, ein wahres Labyrinth, daß es schwer hält, sich darin zurecht zu finden, zumal im Innern viele Mauern in Trümmern liegen und der Zusammenhang schwierig zu erkennen ist.

Wunderbar, rätselhaft, sagt man sich. Wozu alle diese sorgfältig und mühsam hergestellten Mauern. Auch als Verzierung sieht man an einigen Stellen einige Lagen von ganz schwarzem Gestein abwechselnd mit anderen Lagen von weißem Granitstein.

Außer dem großen Bauwerk in der Ebene finden sich rings herum noch allerlei Vorwerke bis in ziemlicher Entfernung; zu viel, um sie alle untersuchen zu können.

Dann kommen die Ruinen auf dem Felsberge. Vieles ist hier eingestürzt, aber doch blieb immer noch so viel erhalten, daß wir mit Erstaunen erfüllt wurden über diese Fülle von Mauerwerk. Besonders erregte unsere Verwunderung eine noch gut erhaltene Mauer von über 20 Fuß Höhe auf einem steilen Felsabhange. Meine schwarzen Begleiter zerbrachen sich den Kopf, wie man an dieser steilen Felswand habe bauen können. An manchen Stellen stehen noch Steinbalken von 8 bis 10 Fuß Länge aus dem Mauerwerk hervor, in welchem sie einige Fuß tief festsitzen. Sie haben höchstens 8 Zoll Breite bei 3 Zoll Dicke. Hier fanden wir auch den Steinbalken, der einst an seinem Ende eine Verzierung besaß, welche in sehr verwitterter Form einen Vogel darstellte. Diese Verzierung ist dem Stein genommen und zwar durch einen der Herren Posselt, welcher diese Verzierung davon trennte und nebst einem anderen unbedeutenden Stein an das Museum in Kapstadt verkaufte.

Offenbar stellen die ganzen Bauten eine große Festung dar, in welcher sich ein Heiligtum der Knechte Hirams befand. Hier waren sie mit den Knechten Salomos sicher vor allen Angriffen feindlicher Völkerschaften.“

Die Bewohner von Bonyai

sind jetzt die Bakhalanga. Sie wissen nichts mehr von der Bedeutung dieser Bauwerke, sie haben nur einige närrische Märlein und Fabeln über dieselben.

Die Bakhalanga sind ein zertretenes und gehetztes Volk. Ihre Herren und Dränger sind die Matebelen. Fast überall in Afrika giebt es friedliche, Ackerbau und Viehzucht treibende Völker und daneben Räuberstämme, die nur von Raub und Mord leben. Zu letzteren gehören die Matebelen vom Stamme der Sulu. Vor sechzig Jahren wohnten sie in Transvaal, wo sie fast die ganze frühere Bevölkerung ausgerottet haben. Dort wurden sie durch die Bauern vertrieben, als diese das Land besetzten. Da zogen sie nach Bonyaï, und setzten hier ihr altes Räuberleben fort. Nach Gewohnheit raubten sie Knaben und Jünglinge und reihten sie in ihre Regimenter ein. Fast zu drei Viertel soll ihr Heer aus solch Gepreßten bestehen.

So leben die armen Bakhalanga in beständiger Todesfurcht. Zwar zahlen sie willig den auferlegten Tribut, aber auch dann sind sie nicht sicher vor den Matebelenhorden, welche das Land durchstreifen und meuchlings erschlagen, wen sie finden. Darum haben die Bakhalanga ihre Zuflucht oben auf den schroffen Bergen gesucht. Mit unsäglicher Mühe schleppen sie Wasser und Nahrungsmittel dort hinauf. In Klüften, unter Felsentrümmern, in unzugänglichen Höhlen suchen sie Schutz vor ihren Drängern. Nur das Bellen der Hunde und Krähen der Hähne verkündet, daß dort Menschen hausen in der Wildnis. Nur in der Nähe ihrer Schlupfwinkel wagen sie das Feld zu bebauen; der fruchtbarste Boden muß wild daliegen aus Furcht vor den Matebelen. Lassen sich in der Ferne Menschen erblicken, so ertönt die Goma der Hauptstadt. Der Ruf ertönt: „Die Matebelen, die Matebelen," und alles stürzt davon, sich zu verbergen. Wie oft hatten die Missionare Gelegenheit, dies selbst mit anzusehen: die Wagen sind umringt von Verkäufern, die ihre Waren, Mais, Reis, süße Bataten, Bohnen, Mehl, Kürbis u. a. m. zum Verkauf bringen, da plötzlich ertönt die Goma, und im Nu ist alles auf und davon.

Eine Erlösung hatten die Bakhalanga erhofft, als die Engländer ins Land kamen, als die englische Gesellschaft Besitz von dem Lande ergriff. Denn überall unter englischer Herrschaft genießen die Eingeborenen Sicherheit für Leben und Eigentum. Wie ein Keil schob sich der Strom von Goldgräbern zwischen die Bakhalanga und ihre Dränger. Mit Freuden erkannten die Bedrängten die englische Regierung als ihre Obrigkeit an, weil sie dieselben als ihre Befreier ansahen.

Aber wie arg sollten sie enttäuscht werden. Im Vertrauen auf die Weißen verweigerten einige Häuptlinge den üblichen Tribut

an die Matebelen. Da erschienen dieselben, überfielen einen Kraal (Dorf) der Bakhalanga und mordeten Männer, Weiber und Kinder. — Weiße Händler lagerten mit ihren Wagen in der Nähe, ohne eine Hand zu erheben. Schrecken erfaßte das ganze Volk und, was für die Missionare das Schlimmste war, das Vertrauen zu den Weißen war tief erschüttert.

Im Juli 1892 war jener Überfall geschehen und Furcht und Entsetzen lähmte die Gemüter der Bakhalanga. Als die Missionare diese traurigen Nachrichten hörten, waren sie bestürzt. Welche Wirkung mußte das auf ihr Missionsunternehmen üben. Sie blickten mit Besorgnis in die Zukunft.

Wandern und Anklopfen.

In Mabgene (d. i. in den Steinen) am Abhange des Gebirges fanden die Missionare die ersten größeren Dörfer der Bakhalanga. Aber das Land war ungesund und zur Anlage einer Station nicht geeignet. Erst vor zwei Jahren erlag hier ein Nationalhelfer, welcher von den Bawenda dorthin geschickt war, dem Fieber. Damals hatte sein Genosse, der treue Johannes, welcher auch jetzt die Missionare begleitete, einen flachen Stein als Denkmal auf sein Grab gesetzt. Hier knieten die Brüder nieder und flehten den Herrn gemeinsam um die Erlösung dieses armen Volkes an.

Superintendent Knothe hatte 1888 auf seiner Untersuchungsreise den bedeutenden Häuptling Mposi besucht. Dorthin lenkten sich zunächst die Blicke der Brüder. Seine Stadt lag hoch, und gesundes Land für eine Missionsstation war vorhanden. Die Eingeborenen sowie die Gebrüder Posselt warnten vor der Reise, weil den Missionaren von den Matebelen Übles geschehen könne. Zum Glück war eine Gesandtschaft von diesem Volk in der Nähe, welche Tribut einforderte; dieselbe gab die Erlaubnis zur Reise: Nur mit dem Wagen sollten sie nicht zu Mposi gehen, ihr König Lobengulu liebe keine Wagenwege in seinem Reich.

So machten sich denn die drei Missionare zu Fuß auf den Weg und ließen ihre Wagen mit Frau Meister unter dem Schutz der Herren Posselt. Am Abend gelangten sie zu Mposis Berg. Sie sandten Boten hinauf, aber Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Endlich kam die Nachricht, daß die Brüder auf der Hauptstadt kein Quartier haben könnten. Es waren nämlich zwei Matebelen in der Hauptstadt, und Mposi fürchtete von diesen bei Lobengulu als Freund der Weißen verklagt zu werden. Im Dunkel der Nacht kam der Häuptling vom Berge herunter. Er sprach offen und ehrlich: „Wir Leute hier haben nichts gegen die Lehrer und ihre Niederlassung im Lande. Da wir aber von den Matebelen beherrscht werden, können wir dem Lehrer die Niederlassung im Lande nicht selbständig

bewilligen." Die Matebelen aber wollen nicht, daß „ihren Hunden," den Bakhalanga, das Evangelium gepredigt werde. Zwar wurde es dem Bruder Beuster noch gestattet, am nächsten Tage in der Hauptstadt zu predigen, aber ihres Bleibens war nicht, sie mußten ihren Stab weitersetzen.

In dem Gebiet Tschibis, des nächsten größeren Häuptlings, bei dem eine Missionsstation anzulegen geplant war, holten die Brüder ihre Wagen wieder ein. Bei einem Unterhäuptlinge, nahe am großen Wege, machten sie Halt. Hier war es, wo die Matebelen kürzlich einen Kraal überfallen hatten. Die Missionare waren daher nicht überrascht, Anklagen gegen die Weißen und Äußerungen des Mißtrauens zu hören. Aber es gefiel ihnen die Freimütigkeit der Leute, daß sie nicht, wie die Schwarzen gewöhnlich thun, mit ihren Gedanken hinter dem Berge hielten. So fand denn auch eine offene Verteidigung der Missionare gutes Gehör. Das Ende war, daß der Häuptling sie aufforderte, bei ihm zu bleiben. Er wollte nichts davon hören, daß sie erst zur Hauptstadt gingen. Auf das Drängen der Missionare entschloß er sich aber, Boten zu Tschibi zu senden. Auch von dort kam nach einigen Tagen die Antwort: „Das ganze Land steht euch offen, baut wo es euch gefällt!"

Über Erwarten schnell und glücklich schien die Aufgabe gelöst, den Ort für eine Station zu finden. Konnten sich die Missionare auch nicht verhehlen, daß die Bakhalanga in erster Linie bei den Missionaren Schutz vor den Matebelen suchten, so war doch den Heiden ein Verlangen nach Gottes Wort anzumerken. Meister berichtet: „Ich habe noch nie eine Versammlung gesehen, die so still und andächtig dem Worte Gottes zuhörte. Wollte irgend einer der Anwesenden eine Bemerkung machen, so stieß ihn sein Nachbar an und wies ihn zur Ruhe." Besetzt mußte dies Gebiet, in das Gott die Brüder so sichtbar geführt hatte, auf alle Fälle werden.

So beschlossen denn die drei Missionare, vorläufig zwei Nationalhelfer bei Tschibi zu stationieren und das Komitee zu bitten, diese Station im nächsten Jahre mit einem Missionar zu besetzen.

Es wurde Meister nicht leicht, von Tschibi zu gehen, denn die Not des Volkes war groß und an Verlangen nach Lehrern fehlte es auch nicht: „Würde ich," schreibt er, „mein persönliches Interesse berücksichtigen und an meine liebe Frau denken, der die Reise doppelt schwer wird, dann würde ich vorziehen, bei Tschibi zu bleiben. Aber um des allgemeinen Missionsinteresses willen will ich gern noch weiter gehen. Der Herr mag uns den Weg weisen, denn wir gehen sollen."

Da galt es denn, keine Zeit zu verlieren. Sie waren schon einige Tage hinter der großen Reisegesellschaft zurückgeblieben. So brachen die Wagen sofort auf. Indessen machten die Brüder

Beuster und Wedepohl einen Abstecher in die Hauptstadt zu Tschibi, teils um ihn persönlich kennen zu lernen und sich mit ihm zu verständigen, teils um einen günstigen Platz für die zukünftige Station zu erkunden. Meister blieb bei den Wagen. Es erschien nicht geraten, bei Krieg und Kriegsgeschrei seine Frau allein fahren zu lassen. Auch waren die Gefahren des Weges nicht zu unterschätzen. War doch der Wagen eines Bauern von der Gesellschaft schon fünfmal umgefallen.

Nach einigen Tagen stießen die Brüder wieder zu den Wagen und berichteten, daß Tschibi mit allem einverstanden gewesen wäre. Bald erreichten sie auch ihre vorausgeeilten Reisegefährten. Hier erfuhren sie, daß ihre kurze Verzögerung sichtlich Gottes Fügung gewesen war. Ihr Zugvieh und damit ihr ganzes Unternehmen war durch dieselbe gerettet. Bei der großen Karawane war nämlich alles Vieh von der Maul- und Klauenseuche befallen, welche ja auch unser Vaterland zu derselben Zeit heimsuchte. Monatelang mußten die Wagen liegen bleiben, ehe die Ochsen wieder zu Kräften kamen, wenn sie nicht gar starben. Schleunigst zogen die Missionare an dieser Unglücksstelle vorüber. Noch häufig kamen sie an erkranktem Vieh vorüber. Ihnen selbst wurde jedoch kein Ochse krank.

Bald ging die Reise steil bergan zu der Maschona-Hochebene. Am Rande derselben liegt das Fort Viktoria, einer der drei Stützpunkte der englischen Macht. Das Dorf liegt in der Nähe großer Goldgräbereien. Dort arbeiteten schon Dampfmaschinen, man hörte die gewaltigen Schüsse der Sprenggeschosse herübertönen. Die englischen Beamten waren äußerst freundlich und versprachen den Missionaren alle Unterstützung, ein Versprechen, welches sie auch treulich gehalten haben.

So ging es denn ohne Aufenthalt weiter zu dem Häuptling Semutu. Bei diesem fanden die Brüder schlechte Aufnahme. Einige von dem Gesindel, das Golddurst und Abenteuerlust hertreibt, hatten Krieg mit Semutu angefangen und ihn arg geschädigt. Darum war er nicht geneigt, Missionare aufzunehmen. Er meinte: „Es wird Streit geben mit den Weißen, ihr Vieh wird unser Korn fressen.“ Er erlaubte den Missionaren nicht einmal, in seine Stadt zu kommen, die auf einem Berge liegt, und ließ sich nicht von ihnen sehen. „Ihr mögt gehen, ihr mögt reisen,“ war die einzige Antwort, welche die Missionare erhielten. — Die Brüder benutzten einen Sonntag, um am Berge Ansprachen an das Volk zu halten. Frau Meister begleitete sie. Weiber und Kinder staunten die weiße Frau als ein Wunder an. Als Meister seiner Frau den Arm reichte, brachen die Heiden in ein schallendes Gelächter aus und sagten: „Wie sonderbar sind doch die Weißen, sie ziehen ihre Frauen.“

Schon wollten die Brüder aufs ungewisse weiterziehen, da wurden sie durch Gottes besondere Führungen zu dem mächtigen

König Gudu gewiesen. Schon am Abend des Tages, an dem sie aufbrachen, spannten sie bei einem seiner Unterhäuptlinge aus. Indessen durch den kühlen Empfang, der ihnen hier zu teil wurde und durch die falsche Nachricht, daß Gudu mit den Engländern Streit gehabt hätte, wurden sie entmutigt. Und da sie die Anfrage bei Gudu für ziemlich aussichtslos hielten, beschlossen sie, den abgetriebenen Ochsen den Weg zu sparen und ohne die Wagen dorthin zu gehen. Da auch zwei von den Pferden unbrauchbar waren, machten sie sich zu Fuß auf den Weg und erreichten am zweiten Tage Gudus Residenz. Je näher sie derselben kamen, desto mehr wandelte sich das flache Hochland wieder in eine gebirgige, mit Busch bewachsene Gegend. Die Hauptstadt lag auf dem Gipfel eines schwer zugänglichen Berges, denn auch der mächtige Gudu fühlte sich auf dem flachen Lande nicht sicher vor den Matebelen.

Die drei Missionare sandten zuerst ihre „Augen," d. h. eine schöne bunte Decke als Geschenk. So will es das streng ausgebildete Ceremoniell bei den Schwarzen. Ohne diese „Augen" kann man den König nicht sehen. Bald darauf erschien der „Mund" desselben, d. h. sein Minister, denn vornehme Leute sprechen nie direkt mit Fremden, sondern durch eine Mittelsperson. Es wurde den Brüdern eine geräumige Hütte angewiesen. Der König ließ nicht lange auf sich warten. Ohne langes Zögern, ohne Bedenken, oder irgend etwas zu fragen, sprach er seine hohe Freude darüber aus, daß die Lehrer gekommen waren: „Der große Gott hat euch zu uns gesandt, wie könnt ihr weiter gehen? Wir kennen euren Gott nicht, aber wir wollen sein Wort hören und lernen, also bleibt in meinem Lande."

Am nächsten Morgen hielt er Rat mit seinen Großen. Zwar fand sich einiger Widerspruch: „Gottes Wort sagt, daß es nur einen Gott giebt, was wird dann aus unseren Göttern?" Auch die Auferstehung der Toten, von welcher die Missionare gepredigt hatten, erweckte einiges Bedenken, wie weiland in Athen, als dort der Apostel Paulus predigte.

Gudu aber war entschieden und erklärte, es sei sein Wille daß die Lehrer hierblieben. Nur eine Bedingung hatte Gudu. Die englische Regierung hatte ihn erst kürzlich in seiner Herrschaft gefestigt. Darum that er keinen wichtigen Schritt ohne ihre Erlaubnis und wollte auch in diesem Falle erst um dieselbe fragen. — So kehrten die Missionare frohen Mutes zu den Wagen zurück.

Bauen und lehren.

„Lobe den Herrn, meine Seele und was in mir ist seinen heiligen Namen." So schildert Meister die Herzensstimmung der Missionare. „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe

ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zabaoth, mein König und mein Gott."

Am 6. August spannten die Wagen an einer Quelle bei Gudu aus. Der Bescheid des englischen Beamten lautete: Gudu möge seine Freunde, die weißen Lehrer, gut aufnehmen, er möge Hand in Hand mit ihnen wie mit Brüdern zusammen halten. Diese Antwort machte tiefen Eindruck. Den Wünschen Gudus, unmittelbar an seinem Berge zu bauen, konnten die Missionare nicht willfahren; sie hätten sich zwischen Felsen wie in einem Backofen, in der gefährlichen Nähe eines Sumpfes niederlassen müssen. Ein geeigneter Ort war schwer zu finden. Auf einer Stelle hinderte die Steilheit der Berge den Aufstieg, an einem anderen Orte gefährdeten Sümpfe durch ihre Fieberausdünstungen das Leben, an dem dritten fehlte es an Wasser, ein noch anderer war zu weit von dem Volke entfernt, das gelehrt werden sollte.

Endlich fand sich ein Ort, der passend erschien. Er liegt auf ziemlich ausgedehnter Ebene an einem Flüßchen. Bedenken aber erregten auch hier einige Sumpfstellen in nicht allzugroßer Entfernung.

Dennoch wurde hier am 10. August 1892 die Station angelegt: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, der durch seinen Mund geredet und durch seine Hand erfüllet hat" (1 Kön. 8, 15), war die Losung des Tages.

Am 14. feierten die Brüder den ersten Sonntag auf der Station. Missionar Meister redete zu den Verkäufern, welche auch heute für ihr Mehl, Mais u. s. w. Perlen eintauschen wollten, von der einen köstlichen Perle, die sie bei den Lehren finden könnten. Es war der letzte Tag des Zusammenseins mit dem lieben Bruder Beuster. Darum feierten die Brüder gemeinsam das heilige Abendmahl mit den Geräten, welche Meister als Hochzeitsgeschenk von seinen Eltern empfangen hatte.

Am nächsten Tage nahm Bruder Beuster Abschied, um in seine Gemeinde im Bawendalande zurückzukehren. Die Brüder Meister und Wedepohl waren allein. Letzterer brach auch nach einiger Zeit auf, um die Station bei Tschibi anzulegen. Da einer der drei Nationalhelfer sich nicht entschließen konnte, im Lande zu bleiben, war es nicht möglich, dort schon in diesem Jahre zwei Nationalhelfer zu stationieren. So sollte Wedepohl einige Häuslein errichten: für Tschibi ein Unterpfand, daß im nächsten Jahre sich Lehrer bei ihm niederlassen würden; für andere Missionsgesellschaften ein Zeichen, daß hier die Berliner eine Station gegründet hätten.

Für Missionar Meister begann jetzt eine Zeit aufreibender Thätigkeit; der ganze Stationsaufbau lag allein in seinen Händen.

Zuerst wurde das große Tent (das Wagendach) auf die Erde gesetzt, um den Eheleuten als erste Wohnung zu dienen. Mit

dreißig schwarzen Lohnarbeitern ging Meister an den notwendigsten Bau zweier Rondabel (Kaffernhütten). Stangen wurden gefällt, in die Erde getrieben, mit Ruten durchflochten und dann von den Frauen „gepleistert“, d. h. mit Lehm beworfen.

Andere Arbeiter waren indessen mit dem Schneiden des Deckgrases beschäftigt. Fenster und Thür hatte Meister schon im Bawendalande verfertigt. Schon nach vierzehn Tagen konnten Geschwister Meister das „neue Haus“ beziehen: „Das Wohnen im Hause,“ schreibt Meister, „ist uns fast etwas Neues geworden nach einem so langen Reiseleben unter freiem Himmel. Wenn ich mich jetzt im Hause umsehe, so kommt ein wahres Wonnegefühl über mich. Wir sind so glücklich und zufrieden.“

Das zweite Rondabel war zu gleicher Zeit fertig geworden, in demselben wurden die Vorräte untergebracht. Aber damit nicht genug: Auch für Bruder Wedepohl mußte ein Häuslein erbaut werden, für die Nationalhelfer, für das Vieh Unterkunft geschafft werden. Zugleich begann Meister mit dem Bau einer Kirche, auch in Form eines Rondabel; sie maß 22 Fuß im Durchmesser und 150—200 Menschen fanden in ihr Platz. Da war Arbeit die Fülle.

Die Arbeiter faßten bald Vertrauen. Im Anfang freilich versuchten sie zu striken. Die Löhne, welche die Engländer in den Goldgruben zahlten, konnte die Mission nicht geben. So waren die Arbeiter bald mit dem bedungenen Lohn unzufrieden. Missionar Meister befahl denen, die gehen wollten, sofort ihre Sachen zu packen. Er werde sie sogleich bezahlen. Das hatten sie nicht erwartet. Einer nach dem andern trat zurück. Nur drei zogen schimpfend davon, wollten auch die Bezahlung nicht, weil es ihnen zu wenig war. Kaum war man aber bei der Arbeit, so kehrten auch die drei Großmäuler wieder zurück, ließen sich durch nichts abweisen und arbeiteten um so eifriger.

Es war ein munteres Völkchen, sie lachten und scherzten viel bei der Arbeit. Die Bakhalanga haben eine besondere Vorliebe zum Singen. Überall, bei der Arbeit, beim Sitzen oder Gehen lassen sie ihre Stimme erschallen. Meister wunderte sich, daß sie selbst am Abend, nachdem sie den ganzen Tag ehrlich gearbeitet, noch Lust zum Singen hatten. Alle diese Leute mußten beköstigt werden. Wie erstaunte Frau Meister, als sie dieselben zu ihrem Mehlbrei — Raupen als Zukost verzehren sah. Es ist das eine große Art, die gesammelt, gekocht und dann getrocknet wird. So halten sie sich das ganze Jahr: „Sie riechen schön, ich habe auch schon Appetit bekommen,“ scherzte Schwester Meister. Häßliche Störung brachte nur die Furcht vor den Matebelen. Das Herz bebte den armen Bakhalanga im Leibe, wenn sie nur das Wort „Matebelen“ hörten. Sobald Kriegsgeschrei durch das Land ertönte, blieb keiner bei der Arbeit. Meist war es leerer Lärm, brachte aber doch arge Verzögerungen bei der Arbeit.

Einstmals kam wirklich ein Kommando von etwa achtzig Matebelen, aber nicht, um mit Gudu zu kämpfen, sondern eine Botschaft nach einem entfernteren Orte auszurichten.

Auch auf der Station erschienen die wilden Gesellen. Sie forderten Speise und Medizin. Letztere erhielten sie, aber sonst verweigerte Meister ihnen alles. Einen Blecheimer, eiserne Töpfe wollten sie gar zu gerne mitnehmen, aber er schlug es ihnen entschieden ab. Dagegen knüpfte er ein Gespräch an über die Missionare, welche nahe bei Lobengulus Hauptstadt wohnen, um von Gottes Wort mit ihnen zu reden. Sobald er davon anfing, hatten sie es eilig und brachen auf. „In solchen Zeiten, da erfährt man sichtlich, daß Gott allein unsere feste Burg und Zuversicht ist, und man auf ihn sicher trauen kann."

Nach vierzehn Tagen kehrten die Matebelen zurück. „Sie brachten einen totkranken Menschen zu mir und baten für ihn um Medizin," berichtet Missionar Meister. „Die Diagnose ergab eine hochgradige Lungenentzündung. Der Arme sah schrecklich aus. Aus seinen Augen las man den kalten Tod. Trotzdem mußte er immer mit, er durfte nicht zurückbleiben. Zunächst schalt ich den Anführer ordentlich aus wegen seiner himmelschreienden Unmenschlichkeit. Ich fragte die Matebelen, ob sie denn kein Herz im Leibe hätten, das sie als Menschenmörder anklage. Ich sagte ihnen auf den Kopf, daß Gott, der gerechte Richter, alles sähe und wisse, und daß sie sich vor ihm einst zu verantworten haben würden. Ich bat sie um den Kranken, sie möchten ihn mir zur Pflege zurücklassen, ich würde mein Möglichstes thun zur Erhaltung seines Lebens, sagte ihnen, er dürfe nicht einen Schritt mehr weiter gehen, wenn ihnen sein Leben wert wäre. Aber sie blieben immer dabei, daß dies nicht ginge, er müsse mit, nur Medizin sollte ich ihm geben, das sei vollständig genug. Alles Bitten und Vorhalten blieb erfolglos; er mußte auf und davon. Wäre er ein geborener Letebele gewesen, dann hätten sie ihn wohl zurückgelassen, aber er war ein früher geraubter Mokhalanga. Das Heer der Matebelen besteht, wie schon oben gesagt, fast $^3/_4$ aus solchen Leuten. Unter diesen achtzig Mann sollen nur drei wirkliche Matebelen gewesen sein, die Andern sollen Bakhalanga sein, die willenlos ihren Vorgesetzten gehorchen müssen. Es war mir schmerzlich und that mir sehr wehe, als ich den Kranken auf Befehl des Anführers, der ihn hart anredete, davontaumeln sah. Wann wird für die armen Bakhalanga die Stunde der Erlösung schlagen?"

Trotz dieser Störungen standen in etwa sechs Wochen elf Rondabel fertig. Nun begann aber die recht schwierige Arbeit, Wasser auf die Station zu leiten, denn ohne Berieselung wächst dort kein Gemüse oder Getreide, da fast ein halbes Jahr kein Tropfen Regen fällt. Das Wasser aus dem Flusse abzuleiten war

nicht möglich. Daher ließ Br. Meister zwei Gräben in dem Sumpf ziehen, in denen sich reichlich Wasser sammelte. Nun aber die Leitung! Diese mußte über zwei Anhöhen gehen, und es war daher nötig, tief zu graben, wobei sie in einen förmlichen Steinbruch gerieten. Da Brechstange und Picke nichts halfen und Dynamit ihnen nicht zu Gebote stand, so sprengten sie wie die Bauern in Transvaal mit Feuer. Ein Feuer wurde auf dem Felsen angezündet, derselbe dadurch erhitzt, darauf mit Wasser begossen, da sprang der Stein nach Wunsch. Es war aber eine zeitraubende, mühsame Arbeit. Ein kleines Gärtchen war bald angelegt. Kartoffeln und allerlei Gemüse, Erbsen, Bohnen u. s. w. gediehen prächtig, nur die Zwiebeln nicht. Jetzt sollte ein größeres Stück Feld beackert und berieselt werden.

Über all dieser Arbeit vergaß Missionar Meister die Hauptsache nicht. Zwar die Wochentage waren der äußeren Arbeit gewidmet. Aber am Sonntag ertönte die Glocke und rief die Bakhalanga zum Gottesdienst. So lange die Matebelen-Angst herrschte, erschien Niemand. Eines Sonntags schien es zuerst, als wollte wieder Niemand kommen. Endlich stellten sich ein paar junge Leute ein. Kaum aber hatte der Gottesdienst begonnen, so stieg die Zahl von Minute zu Minute. „Die Leute“ berichtet Meister „sind bei den Gottesdiensten still und ziemlich aufmerksam. Fragt man sie nach dem, was geredet worden ist, so merkt man, wie gut sie aufgepaßt haben.“

Die Zahl der Hörer mehrte sich von Sonntag zu Sonntag! „Fast jeden Sonntagmorgen wird es mir etwas bange um das Herz, wenn ich mich frage, wie wird's heute wohl werden? Da flehe ich von Herzensgrund, der Herr möge doch heilsbegierige Seelen senden. Immer bin ich dann tief beschämt am Abend. Dann weiß ich, daß es der Herr ist, der meine Gebete erhört hat.“ Das kleine Kirchlein war bald gedrängt voll, ja zuletzt faßte es die Leute nicht, der Gottesdienst mußte wieder im Schatten eines großen Feigenbaumes gehalten werden. Vormittags und nachmittags predigte Missionar Meister das Evangelium, daneben übte er die Lieder „Lobe den Herrn“ und „Laßt mich gehen“, welche er in die Sprache der Bakhalanga übersetzt hatte. Bei ihrer Neigung zum Gesang faßten die Männer die ihnen fremd klingenden Melodien bald. „Einige Männer kommen regelmäßig des Sonntags, passen auch gut auf und verstehen das Gesagte. Mir ist's immer so, als müßte bald einer von diesen innerlich angeregt werden,“ berichtet Meister.

Auch eine Schule fing Missionar Meister an, zunächst nur mit seinen Dienstjungen. Aber sie stellten sich gut an beim Lernen, so daß er auch seiner Schule wegen mit frohen Hoffnungen in die Zukunft schaute.

Durch Kreuz zur Krone.

Die Station Gudu war in fröhlichem Aufblühen. Da sandte Gott einen Reif über dieses Frühlingsleben: das Fieber und den Tod.

Es ist für uns Christen das größte Rätsel der göttlichen Weltregierung, daß er aus seiner Weinbergsarbeit Männer abruft, die unentbehrlich scheinen. Es ist, als wollte er uns daran erinnern, daß sein Werk nicht auf Menschen, seien es auch die höchstbegabten, beruht, sondern allein auf seinem heiligen, allmächtigen Wollen und Wirken.

Schon bald nach seiner Ankunft hatte Meister vernommen, daß die Fieber sehr arg in diesem Lande auftreten sollten. Die Engländer schrieben das Fieber dem leichten, lockeren Boden zu, der in der Regenzeit aufweicht und viel Nässe aufsaugt. Wenn dann die Sonne darauf scheint, dünstet der Boden gefährliche Fieberluft aus. Das leichtgebaute, zu ebener Erde stehende Rondabel zieht die Feuchtigkeit an und ist daher ungesund. Missionar Meister schreibt: „Mit großer Besorgnis denke ich schon an den nahenden Sommer (Regenzeit). Was wird er uns bringen? Möchte der liebe Gott nur das allerschlimmste verhüten.“ Meister erkannte bald, daß es notwendig sei, ein Steinhaus mit hohem Fundament zu bauen. In diesem Jahr mußte er sich begnügen, ein paar Rondabel auf einem nahen Berge zu errichten, wo er den Fieberdünsten etwas entrückt wäre.

Am 5. Oktober kam Regen, der erste seit dem Mai, für das Land eine große Erquickung, für Geschwister Meister ein Beginn unsäglichen Leides.

Wenige Tage später fühlte Frau Meister sich krank. Nach dem Regen war sie mit ihrem Mann in den Garten gegangen, um sich mit ihm an dem Gedeihen desselben zu erfreuen. Dabei hatte sie sich erkältet. Im Hause schien alles wieder gut, so daß sie an ihren gewohnten Beschäftigungen nachging. Aber die nächsten beiden Tage fesselten sie ans Bett. Dann schien es besser zu werden, da aber stellte sich plötzlich der schlimme Gast, das Fieber ein. Lassen wir ihren Mann weiter berichten: „Ich maß 41 Grad, das war entsetzlich, denn schon 42 Grad bedeuten eine todesgefährliche Wendung. Ein gesunder Mensch hat nur 37 Grad. Meine Angst stieg auf das höchste. Die Arzeneimittel, die ich anwandte, schienen gute Wirkung zu haben. Die Losung des Tages, die wir am Morgen in der Andacht lasen, stimmte mich sehr traurig und erweckte banges Ahnen. Sie lautete: „Fasset eure Seelen in Geduld.“ Ich stand ratlos da. Die ganze Wirtschaft lag auf meinen Schultern; ferner die Aufsicht über die bei der Wasserleitung beschäftigten Arbeiter, auch die Verkäufer, die sich täglich einstellten, mußten bedient werden. Dazu kamen

die um Medizin bittenden Kranken. Mein geliebtes Weib durfte ich nicht alleine lassen und niemand war da, der mir einen Dienst abnehmen konnte. Die Schule stellte ich allerdings ein. Ich flehte zum Herrn, und der Herr, der Gebete erhört, erhörte auch mich.

Wunderbar! Es war am Mittwoch Vormittag, da kommt ein Arbeiter von der Wasserleitung, er hatte es eilig, denn er brachte mir die Botschaft: „Mynheer, der Wagen von Mynheer Wedepohl ist nahe an der Station!" Das war allerdings Erhörung des Gebetes, denn wir hatten Bruder Wedepohl nicht vor 3—4 Wochen erwartet. Wieder ein Zeugnis, daß keiner zu Schanden wird, der auf den Herrn hoffet und seine Zuversicht auf ihn setzt.

Br. Wedepohl nahm mir sogleich alle Arbeiten der Station und Wirtschaft ab und ließ mich ungestört nur für meine kranke Frau sorgen. Ihr heftiges Fieber blieb einen Tag aus, kam dann aber wieder und zwar täglich, einmal stärker, das andere Mal schwächer. Das Fieber raubte ihr alle Kräfte, so daß sie nicht mehr im stande war, sich selbst im Bette umzuwenden, geschweige das Bett zu verlassen. Dennoch verlangte sie nach dem Lehnstuhl, wohin ich sie tragen mußte. Aber lange reichten auch meine Kräfte nicht mehr. Die Nachtwachen und das große Elend, das ich immer vor Augen hatte, streckten auch mich aufs Lager. Zuerst fühlte ich mich nur matt und schwach, aber nach einigen Tagen zeigte sich hohes Fieber, das sich oft wiederholte. Ich war einem gebrochenen Stabe gleich. Mit Auffraffung aller Kraft wankte ich zu dem Bett meines treuen Weibes, brach dort erst zusammen, sammelte einige Minuten neue Kraft, daß ich ihrem Wunsche, wenn auch in sehr dürftiger Weise, nachkommen konnte. Wir nahmen unsere Zuflucht allein zu dem Herrn, aber ergaben uns ganz seinem Willen. Wie er es machen wollte, so wollten wir ihm stille halten. Schon am Dienstag dem 25. Oktober sprach mein geliebtes Weib das Verlangen nach dem heiligen Abendmahl aus. Wir verschoben es aber noch. Ich bereitete sie zu demselben vor, indem ich ernste Buße und Beichtgespräche mit ihr hielt. Am nächsten Tage verlangte sie noch dringlicher nach demselben und ich hatte auch herzliches Verlangen darnach. Br. Wedepohl reichte es uns Beiden am Nachmittag (es war Mittwoch). Wie glänzten ihre Augen, und wie strahlte ihr Angesicht, als sie den Leib des Herrn und sein teures Blut empfing! Wurde ihr doch darin die Gewißheit gegeben: „Dir sind deine Sünden vergeben." Von jetzt an wurde ihre Lage immer unerträglicher. Das Liegen im Bett war ihr nicht möglich, und im Stuhl hielt sie es kaum fünf Minuten aus. Dabei lag ich oft auf meinem Lager wie geistesabwesend. Br. Wedepohl wachte jetzt am Tage bei uns und

that, was in seinen Kräften stand. Nun kam die Nacht vom Donnerstag zum Freitag, die schwerste in der ganzen Krankheit für mich." In ihr genas Frau Meister eines toten Töchterleins. „Nach der Entbindung fühlte sich mein seliges Lieschen wohler. Der Freitag, der 28. Oktober, verlief ziemlich ruhig. Erst gegen Abend wurde sie unruhig. Ich war dagegen den ganzen Tag meist abwesend mit meinem Geist. Ich schlief und schlief, aber es war kein rechter Schlaf. Die Anstrengungen der vorigen Nacht sowie die große Angst und Aufregung hatten mich total ans Lager gefesselt. Der liebe Bruder Wedepohl sah nach uns, und nach der Beerdigung des Kindes ging er nicht mehr vom Bette meiner geliebten Frau. Es war gegen 7½ Uhr abends, da hörte ich so halb im Schlaf, wie Br. Wedepohl betete: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir." Darauf rüttelte er mich auf mit den Worten: „Komm, Bruder, komm! es geht zu Ende." Wie elektrisiert sprang ich auf von meinem Lager und eilte hinüber an das Bett meines herzinnig geliebten Weibes. Es war wirklich so. Ich war zu spät geweckt worden. Aber der liebe Bruder ahnte nicht, daß es so schnell kommen würde. Sie hauchte gerade ihren Geist aus. Ihre Augen schlossen sich langsam. Ihre Lippen wurden kalt. Ach nur noch ein Wort! Aber der Mund schloß sich für immer. Br. Wedepohl sprach noch die Worte: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg ꝛc." Dann sangen wir zusammen das Lied: „Christus der ist mein Leben." Selig ist sie heimgegangen. Seit dem heiligen Abendmahl hat sie oft gebetet: „Herr Jesu, lieber Heiland, komm und erlöse mich!" Kurz vor ihrem Tode soll sie noch zweimal kräftig nach mir gerufen haben: „Mein lieber Johannes, mein lieber, lieber Hans!" Aber der liebe Bruder wollte mich nicht stören im Schlaf. Dann hat sie gesagt: „Ach wäre ich erst kalt, kalt," und gleich darauf: „Komm, lieber Heiland, komm und hole mich zu Dir!" Das waren ihre letzten Worte. So ist sie im Glauben an den Herrn und Heiland, der sie teuer erkauft hat, selig zu ihm heimgegangen, den sie geliebt und dem sie in der Stille und Einfalt nach Frauenweise nachwandelte. Tags zuvor fragte ich sie noch bestimmt: „Glaubst du, daß dein Heiland alle deine Sündenschuld gebüßt hat und er dich in Gnaden annehmen wird, wenn er dich abrufen sollte?" Sie antwortete ein bestimmtes „Ja!"

Nun aber ich. Ich ward immer schwächer und schwächer. Noch an demselben Abend, als mein geliebtes Weib heimgegangen war, nahm mich Br. Wedepohl in sein Haus, damit er mich immer unter Augen hätte. Nur mit Aufraffung aller Kräfte vermochte ich mich am Sonnabend Vormittag hinzuschleppen nach meinem Hause, wo mein irdisches Glück erstarrt lag. Es war der letzte Abschied von ihr. Am Sonntag Morgen bestattete

Br. Wedepohl die sterbliche Hülle zur letzten Ruhe. Ich war vollständig ans Bett gebunden. Nur wie aus einer Geisterwelt drangen die Worte des Liedes: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“, an mein Ohr herüber. Es war das Lied, welches am Grabe gesungen wurde.

Der Sonntag und Montag waren die schlimmsten Tage in meiner Krankheit. Es war ein Kampf zwischen Tod und Leben. Und ich wäre so gern gestorben! Oft genug habe ich den Herrn angerufen, er möge mich doch erlösen und zu sich nehmen dahin, wo meine geliebte Frau nun weilte. Ich konnte in diesen Tagen auch nichts mehr genießen, lag da wie tot. Meine Gedanken beschäftigten sich mehr mit dem Jenseits als dem Diesseits. Dienstag stellte sich Besserung ein; wir schöpften Hoffnung. Von Tag zu Tag wurde es besser. Der Arzt von Victoria sandte mir Medizin, diese that mir gut. Aber wie sah ich aus? Ich war abgemagert zum Skelet. Ich bedurfte der Erholung, und diese bestand in Luftveränderung. Aber wohin? Die Missionare der Kapschen Mission hatten mich eingeladen, zu ihnen nach Zimbabye zu kommen; sie wohnten auf einem Berge, hätten einen schönen Garten mit allen Gemüsearten, dort würde ich mich wohl erholen. Meine Füße schwollen an und es zeigten sich bald wassersüchtige Zustände. Was war zu thun? Wir spannten den Wagen an, um nach Victoria zu fahren, und dort den Arzt um Rat zu fragen. Aber wie weit kamen wir? Erst zwei Tage waren wir fort von Hause, da erkrankte Br. Wedepohl am Fieber. Wir konnten nun nicht weiter, sondern mußten zwei Tage im Felde stehen, bis wir uns entschlossen, umzukehren, weil wir meinten, es sei nicht Gottes Wille, daß wir weiterführen, denn wir sähen, daß er uns widerstände.“

Missionar Wedepohl vollendet diesen traurigen Bericht: „Nachdem wir von der vereitelten Reise nach Zimbabye wieder daheim angelangt waren, schien es mit uns Beiden zur Genesung zu gehen. Wir waren darüber froh und dem Herrn dankbar. Doch bekam ich nach $1^1/_2$ Wochen erneute Fieberanfälle, so daß ich wieder der Pflege Br. Meisters bedurfte. Mich schmerzte es sehr, daß er nun mit Arbeit überbürdet war; dies mußte für ihn nachteilig sein. Das viele Laufen zur Küche und zurück überanstrengte seinen schwachen Körper sehr; er that auch mehr als das Nötigste. — Was ich befürchtete, daß er auch wieder Fieber bekommen würde, traf allzubald ein. Sonntag, den 4. Dezember, bekam er gegen Mittag heftigen Schüttelfrost, dem bald das Hitzestadium folgte. Ich war von da ab wieder fieberfrei und konnte ihm dienen, wenn auch in Schwachheit. Montag befand er sich in einem bewußtlosen Zustande, ohne zu phantasieren. Dienstag kehrte das Bewußtsein wieder, er äußerte an diesem

Morgen, wie in seiner ersten Fieberkrankheit den Wunsch, daß er gern mit klarem Bewußtsein sterben möchte, wenn es Gottes Wille sei, ihn jetzt heimzurufen. Diesen Wunsch hat ihm der Herr nicht erfüllt; Dienstag Abend schwand das Bewußtsein und kehrte nicht wieder zurück. Mittwoch und Donnerstag war sein Atmen mehr ein heftiges Röcheln, der Brustkörper arbeitete dabei stark. Am Donnerstag Morgen glaubte ich schon, daß der Herr ihn heimholen würde, aber er verzog noch bis Nachmittag (8. Dezember 1892). Ich habe in den letzten Tagen, als der Bruder ohne Bewußtsein dalag, oft an seinem Bette niedergekniet und den Herrn um ein seliges Ende angefleht. Als der Bruder die letzten Atemzüge that, sang ich allein mit kräftiger Stimme: „Christus, der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“

Am Freitag fand das Begräbnis statt.

Als die Todeskunde in der Heimat eintraf und die Leute den greisen Vater Meisters fragten: „Warum haben Sie Ihren Sohn in das mörderische Klima geschickt?“ antwortete er: „Und wenn ich zehn Söhne hätte und sie wollten alle Missionare werden, ich wollte sie alle mit Freuden ziehen lassen.“

Er hat seinen geliebten Johannes, seines Herzens Stolz nicht lange überlebt und ist vor kurzem in Frieden heimgegangen.

Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen dahin und weinen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Möge aus der Thränensaat unter den Bakhalanga bald eine reiche Ernte emporwachsen.

Das walte Gott!

8. 294. Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

Landschaft von Bonyai.